

Weißer Sonntag: Christus begegnen – Friede sei mit euch

Lesung: Offb 1,9-11a.12f.17-19

Evangelium: Joh 20,19-31

Unser heutiges Evangelium markiert eine ganz wichtige Schnittstelle im Heilsgeschehen:

Es ist der Übergang von der Zeit Christi, in der er gelebt und sein Heilswerk, die Erlösung, vollbracht hat, zur Zeit der Kirche oder, wie manche auch sagen, der Zeit des Heiligen Geistes, jene Zeit, in der sich seine Jünger ohne den direkten, leibhaftigen Kontakt mit Christus zurechtfinden müssen.

Und für diese Etappe – die mittlerweile immerhin schon fast 2000 Jahre dauert – rüstet Christus die Apostel noch mit den nötigen Vollmachten aus.

Am Anfang des heutigen Evangeliums steht eine kleine Kirche, die sich verschüchtert und ängstlich hinter verschlossenen Türen verbarrikadiert hat. Das ist verständlich, standen doch die übriggebliebenen 11 Apostel zum ersten Mal allein der ganzen restlichen Welt gegenüber.

Im Vergleich dazu wäre es wirklich völlig unverständlich, wenn uns heute Angst befallen würde, uns, die wir auf einen beispiellosen Siegeszug durch zwei Jahrtausende zurückschauen können, uns, die wir heute mit Abstand als größte Religionsgemeinschaft der Welt dastehen.

Wovor sollten wir denn Angst haben?

- Davor, dass wir ein paar zahlende Kirchenmitglieder verlieren könnten? Mit so einer Angst würden wir uns doch nur an Äußerlichkeiten aufhängen.
- Vielleicht Angst deshalb, weil eine Diesseits orientierte

Öffentlichkeit die frohe Botschaft nicht mehr hören will? Angst müsste uns erst werden, wenn wir nicht mehr den Mut hätten, diese Wahrheit trotzdem immer wieder zu nennen, sei es gelegen oder ungelegen.

- Angst am Ende vor Strukturen oder Bewegungen in der Kirche, vor manchmal tauben Amtsträgern oben oder allzu lieblos oder maßlos fordernden Christen unten, vor Konservativen oder Progressiven? Angst müsste man erst dann bekommen, wenn es eines davon nicht mehr gäbe oder wenn wir aufhören würden, miteinander zu reden oder gar einander einen Platz in der Kirche absprechen würden.

Wenn Christus hinter dieser Kirche steht, dann brauchen wir uns nicht zu benehmen wie die kleine Herde verschüchterter Apostel, mit der unser Evangelium beginnt.

Ihnen zeigt sich der Herr so, wie er sich unserer Kirche auch immer wieder zeigt - als der, wider allen menschlichen Pessimismus, Lebendige, aber eben als der Gekreuzigte. Sein Zeichen sind die Wundmale: *„Er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite.“*

Wer Christus nur als den Auferstandenen sucht, dem alle Macht gegeben ist, im Himmel und auf Erden, der wird ihn nicht finden können.

Wer nach Gott forscht, weil er der Allmächtige ist und dabei nicht bereit ist, den Weg des Kreuzes zu gehen, Demut zu lernen, sein Ego zurückzustellen, der wird an der Allmacht Gottes scheitern, weil er nie verstehen kann, warum Gott seine Allmacht gerade im Dienen ausübt.

Einen Einsiedler hat einmal ein junger Mann gefragt: „Früher gab es Menschen, die Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Warum gibt es die heute nicht mehr?“ Und er antwortete: „Weil sich niemand mehr so tief bücken will.“

Das gilt genauso für seine Kirche: Wir werden ihn nicht finden, wenn wir nach oben, nach seiner Macht ausschauen, wenn wir Angst haben, dass der christliche Einfluss schwinden könnte, oder wenn wir am Ende gar christliche Machtpolitik betreiben.

Christus zeigt sich als der Gekreuzigte. Die Wunden der Menschen und der Welt sind seine Wunden, und selbst im schrecklichen Erlebnis der Ohnmacht gegenüber einem Todkranken oder Leidenden kann seine Macht spürbar werden. Sogar da kann es uns gehen wie den Jüngern: *„Da freuten sie sich, als sie den Herrn sahen.“*

Die Frucht dieser Begegnung mit Christus ist der Friede: *„Friede sei mit euch!“*, sagt Jesus, zeigt ihnen seine Wunden und dann sagt er noch einmal: *„Friede sei mit euch!“*

Der innere Friede ist ein ganz wichtiges Zeichen der Nähe Gottes, die uns in der Zeit der Kirche nur im Heiligen Geist zugänglich ist. Einen anderen Weg gibt es nicht.

Eigentlich ist das ja paradox: Nach der Denkweise dieser Welt müßte die Erfahrung von Wunden, so wie auch Christus sie seinen Jüngern hin hält, die Erinnerung an Leid und Angst bei ihnen doch Bedrückung bis hin zu Depressionen auslösen. Aber wenn sich dem Glaubenden Christus darin erschließt, ist das genaue Gegenteil der Fall: Ein tiefer innerer Friede ergreift den Menschen und strahlt durch ihn in die Welt.

Dass das nicht nur Theorie ist oder reines Phantasieren über ein Evangelium, sehen wir z.B. an großen Blutzügen der Neuzeit, dem evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer, der am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg umgebracht wurde und P. Alfred Delp, der am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee erhängt wurde.

Beide hatten enorme Aggressionen zu erdulden, waren Schikanen durch die Staatsorgane und hasserfüllten Schautribunalen ausgesetzt, beide wurden schuldlos zum Tod verurteilt und mussten lange im Gefängnis auf die Vollstreckung des Todesurteils warten.

Und welche Zeugnisse eines tiefen inneren Friedens haben sie uns in ihrem Schaffen gerade aus dieser Zeit hinterlassen?

Denken wir bei Bonhoeffer z.B. an den Text des Liedes „Von guten Mächten wunderbar geborgen ...“ – das hat er im Gefängnis geschrieben, als er auf die Vollstreckung seines Todesurteils wartete – oder hören wir, was P. Delp in seinem Abschiedsbrief schreibt:

„Bis jetzt hat mir der Herrgott sehr herrlich und herzlich geholfen. [...] Denn jetzt bin ich ja erst Mensch geworden, innerlich frei und viel echter und wahrhafter, wirklicher als früher. [...] Oh ja, in den Kellerstunden, in den Stunden der gefesselten Hände des Körpers und des Geistes, da ist vieles zerbrochen. Da ist vieles ausgebrannt, was nicht würdig und wertig genug war. [...]

Behaltet dieses Volk lieb, das in seiner Seele so verlassen und so verraten und so hilflos geworden ist. Und im Grunde so einsam und ratlos, trotz aller [...] Sicherheit. „